

LAURA CWIERTNIA
Auf der Straße heißen wir anders



Buch

Die Kinder aus der Hochhaussiedlung in Bremen-Nord kennen die Herkunftsorte ihrer Familien genau: Türkei, Russland, Albanien. Nur bei Karla ist alles etwas anders. Sie weiß zwar, dass die Großmutter in den 60ern als Gastarbeiterin aus Istanbul nach Deutschland kam, und auch, dass die Familie armenische Wurzeln hat, doch gesprochen wird darüber nicht. Erst nach dem Tod der Großmutter, willigt der Vater ein, mit Karla nach Armenien zu fahren – und beginnt damit eine Reise, die sie bis zu den Wurzeln ihrer eigenen Geschichte führt. Einfühlend und mit feinem Humor fächert Laura Cwiertnia die verzweigten Pfade einer armenischen Familie auf, deren Erfahrungen so tiefgreifend sind, dass sie noch Generationen später nachhallen.

Autorin

Laura Cwiertnia, 1987 als Tochter eines armenischen Vaters und einer deutschen Mutter in Bremen geboren, ist Redakteurin bei der ZEIT. »Auf der Straße heißen wir anders« ist ihr literarisches Debüt.

Laura Cwiertnia

Auf der Straße
heißen wir anders

Roman

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe August 2023

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2022 Klett-Cotta –

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Umschlaggestaltung: UNO nach einem Entwurf von

Anzinger und Rasp/Klett-Cotta unter Verwendung
einer Abbildung von © Gettyimages, Emad Aljumah

KN · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49418-7

www.goldmann-verlag.de

Für meine Familie

K A R L A

Sie war zu schwer für das Leben. Die Träger heben den Sarg auf das Podest, und für einen Moment hängt er schräg in der Luft. Mit aller Kraft müssen sie sich gegen das schwere Holz stemmen, damit es ihren Händen nicht entgleitet. Schweiß perlt ihnen von der Stirn. Dabei ist dieser Frühlingstag nicht einmal besonders warm, schon gar nicht hier in der Friedhofskapelle. Seit meine Großmutter ihre Wohnung nicht mehr verließ, hat sie zugenommen. Es war, als würde die Schwerkraft sie in eine neue Form pressen. Auf dem Metermaß wurde sie kleiner, während die Waage immer neue Kilogramm anzeigte. »Wenigstens eine Sache, die in meinem Leben geklappt hat«, sagte meine Großmutter, wenn Tante Yeva sie beim Mittagessen in den runden Bauch stupste. Mit diesem Augenzwinkern, das für wenige Sekunden den ernsten Blick aus ihrem Gesicht wischte. Aber nie ganz. Sie war zu schwer für das Leben. Und nun sogar für den Tod.

Endlich steht der Sarg neben der Kanzel. Der schwarze Lack lässt das weiße Kreuz auf dem Deckel leuchten wie einen Wegweiser. Nicht zu übersehen und nur schwer zu vergessen. Ob sie sich deshalb diesen Sarg gewünscht hat, ganz oben auf ihrer Liste? Als der Priester ihn öffnet, sind sie deutlich zu sehen. Ihre krummen Beine. Die Augen in den tiefen Höhlen. Jede Falte ein Beweis für all das Gepäck, das meine Großmutter mit sich herumgetragen hat.

Der Priester beginnt zu sprechen. Die lange Kutte wippt im Takt seiner Worte. Die spitze Kapuze, der goldene Umhang, fein bestickt mit purpurfarbenen Rosen. Prunk aus einer anderen Zeit, der ihm eine Ernsthaftigkeit verleiht, die jeden Moment ins Komische zu kippen droht. Nur, dass mir an diesem Tag nicht zum Lachen zumute ist. Seine Worte sind laut und so durchdringend, dass ich den Blick nicht von ihm abwenden kann. Ich verstehe die Sprache nicht, und doch lässt mich das Gebet nicht los. *Hayr Mer*, Vater unser, Punkt acht auf der Liste meiner Großmutter. Die Liste. Vierzehn Unterpunkte für eine traditionelle armenische Beerdigung, notiert auf dem Notizblock des Taxibesitzers, für das mein Vater arbeitet. In ihren kleinen Druckbuchstaben, die aussehen wie gemalt. Jede Linie ein kleines Kunstwerk, für das sie sich viel Zeit genommen hat. »Da ist deine Oma am Ende verrückt geworden, Karla.« Als Tante Yeva uns erzählte, wie sie meine Großmutter reglos im Bett gefunden hatte, schüttelte sie ununterbrochen den Kopf. Die Liste hatte auf dem Nachttisch gelegen. Angeleuchtet von der kleinen Stehlampe. Ich suchte das Gesicht meiner Tante nach einem Lächeln ab. Einem Hinweis, dass sie ahnte, was diese Liste zu bedeuten hatte. Meine Großmutter ist nie in die Kirche gegangen, nicht seit ich mich erinnern kann. In Bremen-Nord gibt es gar keine armenische Gemeinde. Zwar sprach sie manchmal von einem Gott, aber nur, weil er sie noch immer nicht erhört hatte. Das silberne Kreuz um ihren Hals hielt ich für eine Gewohnheit, die meine Großmutter einmal um-, aber nie wieder abgelegt hat. Doch auf den Lippen meiner Tante war kein Lächeln zu finden. Stattdessen kniff sie die Augen zusammen. »Sie weiß, gegen einen letzten Wunsch können wir nichts machen.« Mein Vater nickte schweigend. Seit der Arzt den

Totenschein meiner Großmutter unterschrieben hat, sind seine Sätze auf einzelne Worte geschrumpft, begleitet von einem Brummen. Auf der Eichenbank in der Friedhofs Kapelle spüre ich seinen Ellenbogen in meiner Seite. Doch es kommt kein Stoß, kein aufmunternder Spruch. Mit dem kleinen Ring im rechten Ohr und den Bartstoppeln, rau wie Schmirgelpapier, sieht mein Vater zwar auch an diesem Tag aus wie ein Pirat, allerdings wie einer, der an Land gegangen ist und den sicheren Boden unter den Füßen verloren hat. Daran ändert auch das schwarze Sakko nichts, das er heute statt seiner blauen Bomberjacke trägt.

Für einen Moment hört der Priester auf zu sprechen. Mit der Hand winkt er über seine linke Schulter. Ein anderer Mann, ebenfalls in einer schwarzen Kutte, bückt sich hinunter zu einem CD-Player und drückt einen Knopf. Die ersten Töne einer Melodie, tief und lang gezogen. Erst einmal habe ich ein Duduk gehört, diese Flöte aus Aprikosenholz, die der armenischen Musik ihren traurigen Klang verleiht. Der Priester öffnet den Mund. Er hat noch gar nicht begonnen zu singen, als meine Großtante Karine hinter mir zu wimmern beginnt. Seine tiefe Stimme erklingt, und da steigen plötzlich auch mir Tränen in die Augen. Es ist, als ob die Melodie von der Kanzel hinein in mein Inneres strömt. Zu dem kleinen Fleck hinter meinen Rippen, wo es sticht, seit ich von dem Tod meiner Großmutter erfahren habe. *Der Vorghormia*, auch das Gebet war auf der Liste meiner Großmutter vermerkt. »Natürlich, keine Beerdigung ohne Herr erbarme dich«, sagte der Priester, als ich ihm den Titel am Telefon vorlas. In der Kapelle hebt er nun die Stimme. Ich habe die Worte noch nie gehört, kann sie nicht einmal aussprechen und doch kommen sie mir erstaunlich vertraut vor. Wie der Rest meiner Familie sitze ich sonst nie

in einem Gottesdienst, schon gar nicht in einem armenischen. Aber als ich dieses Gebet höre, atme ich zum ersten Mal seit Tagen wieder richtig durch.

Die Telefonnummer des Priesters habe ich von Talin bekommen, einer Armenierin, die ich vor Jahren kennengelernt habe. Ich erinnere mich, wie sie mich damals fragte, woher meine Eltern stammen. An ihren forschenden Blick, als würde sie gleich ein Notizbuch aus ihrer Tasche holen. Zum ersten Mal sagte ich nicht: »Mein Vater ist Armenier, aber er stammt aus der Türkei.« Ich brauchte auch nicht zu einer Erklärung ansetzen: »Früher haben dort viele Armenier gelebt, also vor dem Völkermord.« Zu Talin sagte ich bloß: »Mein Vater kommt aus Istanbul«, und sie nickte. Zum Abschied gab sie mir ihre Nummer. Und obwohl ich sie nie angerufen habe, antwortete sie mir schon nach wenigen Minuten auf meine Nachricht. »Frag mal bei Priester Minassian nach, für eine Beerdigung fährt der schon mal ein paar hundert Kilometer in eine andere Stadt.« Tatsächlich. Ohne, dass wir ihn darum bitten mussten, rief der Priester bei der evangelischen Gemeinde in unserer Nähe an und vereinbarte den Termin in der Friedhofskapelle. Er brachte den Gebetstext mit, die Musik. Alles, wie meine Großmutter es notiert hatte. »Deine Oma will uns nur ärgern«, hatte Tante Yeva gesagt, als sie mir die Liste in die Hand drückte. Ihre Finger zerknitterten das Papier. Behutsam strich ich es wieder glatt. »Vielleicht will sie uns aber auch nur helfen?« Für mich waren die Punkte auf der Liste Wegmarken, sie sollten uns durch den Tag führen, falls wir selbst nicht mehr sahen, wo es lang geht.

Hinter meinem Rücken knistert es. Tante Yeva kramt in ihrer schwarzen Tasche mit den Glitzerpailletten. Dann zieht sie eine Handvoll Walnüsse hervor und steckt sie in

den Mund. Ausgerechnet Tante Yeva, die zuhause nur fettarmen Joghurt und Lightprodukte im Kühlschrank stehen hat, kaut auf der Beerdigung ihrer Mutter, ohne die Hand vor den Mund zu nehmen. Der Priester singt lauter. Kratzige Konsonanten, einer an den anderen gehängt, zu einer langen Gebetsformel. Wie ein dichter Schal schnürt sie sich um meine Ohren, während aus kleinen goldenen Gefäß en Weihrauch in meine Nase zieht. Die Männer, die eben noch den Sarg durch die Halle geschleppt haben, tragen sie im Gang auf und ab, während sich der Rauch langsam im Raum verteilt. Die Kapelle ist klein und doch wirkt sie mit all den leeren Sitzreihen an diesem Tag erstaunlich geräumig. In den Jahren, in denen meine Großmutter nicht mehr vor die Tür ging, sind die Menschen in ihrem Leben weniger geworden, bei ihrer Beerdigung sind wir auf eine Handvoll zusammengeschrumpft. »Hätten wir eine größere Familie, wäre uns das nicht passiert.« Ein Satz, den meine Großmutter in den vergangenen Jahren oft vor sich hinmurmelte. Wenn mein Vater sie so reden hörte, unterbrach er sie jedes Mal. »Iss lieber noch was, Mayrig.« Mama, das war eines der wenigen armenischen Worte, die auch ich verstand.

Tante Yeva hat aufgehört zu kauen und hält uns ihre Handtasche hin. Mein Vater röhrt sich nicht, auch ich greife nicht hinein. Schließlich beugt meine Tante sich bis zum Ende der Eichenbank, hinüber zum Rollstuhl meiner Großtante Karine. Wie meiner Großmutter ist es Karine gelungen, weit über neunzig Jahre alt zu werden und alle Männer aus unserer Familie zu überleben, bis auf meinen Vater. Die meiste Zeit des Tages verbringt sie in einem orthopädischen Sessel im Altersheim, fünfzig Kilometer entfernt in Niedersachsen. An diesem Tag aber hat Großtante Karine darauf bestanden, dass die Pflegerin ihr das

schwarze Kostüm anzieht und mein Vater sie mit dem Taxi hierher in die Kapelle fährt. Seit ihr Mann Vartan vor zwölf Jahren gestorben ist, hat Großtante Karine jeden Tag mit meiner Großmutter telefoniert. Wenn wir zu Besuch kamen, schallte kurz darauf ihre Stimme aus dem Lautsprecher. Die beiden Frauen sprachen nie lange, aber immer laut, in holprigem Deutsch, das sie in Fabriken und Großküchen gelernt haben. »Verbrennt dein Magen noch oder hat er sich sortiert?«, fragte meine Großtante dann. »Geht schon, aber mein Knie, du weißt, das ist wie mit Messer durchgehackt«, antwortete meine Großmutter. So oder so ähnlich. Früher, als mein Großonkel noch lebte und die beiden jede Woche mit ihrem kleinen Golf zu meiner Großmutter fuhren, saß ich beim Essen oft unterm Tisch. Heimlich betrachtete ich die Körper der beiden alten Frauen und suchte die Narben, die unter ihren Röcken versteckt sein mussten. Tiefe Wunden, von denen ich mir nicht erklären konnte, woher sie stammten.

An diesem Tag ist auch Großtante Karines Gesicht hinter Stoff verborgen. Schwarzer Tüll, der so engmaschig vor ihren Augen hängt, dass sich ihre Tränen darin verfangen. Tante Yeva hat uns Frauen die Trauerschleier am Eingang noch schnell in die Hand gedrückt. Bei diesem Punkt auf der Liste meiner Großmutter schüttelte meine Tante ihren Kopf noch heftiger. »Deine Oma hat eindeutig zu viele Tele-novelas gesehen.« Diejenige von uns, die sich in all den Jahren nie beschwert hat, die immer freundlich nickte und anders als mein Vater ohne ein Murren befolgte, was meine Großmutter ihr auftrug, verdreht seit ihrem Tod ständig die Augen. Während mein Vater gar keinen Ausdruck mehr im Gesicht zu haben scheint, ist Tante Yevas Mund seit Tagen ein wütender Strich. Nebeneinander sehen die beiden aus

wie Kinder, die ihre Mutter mitten auf der Straße stehen gelassen hat, ohne sich noch einmal umzusehen. Fassungslos, jeder auf seine Weise.

Ein Geräusch durchbricht den Gesang. Das Wimmern meiner Großtante Karine hat sich in ein lautes Schluchzen verwandelt. Für einen Moment wünschte ich, meine Mutter säße hier bei uns in der Kapelle. Sie würde Karine sicher die Hand auf die Schulter legen. Doch schon früher, als meine Eltern noch zusammenlebten, kam meine Mutter nur selten mit zu meiner Großmutter. Seit sie sich getrennt haben, hat meine Mutter sie nie wieder besucht. »Deine Oma war nicht die einfachste Schwiegermutter«, hat sie mir Jahre später einmal anvertraut. Das Schluchzen wird noch lauter. Während mein Vater kein Wort sagt und Tante Yeva nur zornig die Luft anstarrt, fühle ich mich wie die Gastgeberin einer Veranstaltung, von der ich gehofft habe, sie würde niemals stattfinden. Ich will aufstehen und zu dem Rollstuhl gehen, als sich meine Cousine Nisa zu meiner Großtante Karine beugt. Sie greift nach ihrer Hand, murmelt etwas. Erleichtert atme ich auf.

Nisa ist nicht die leibliche Enkelin meiner Großmutter. Sie ist die Tochter meiner deutschen Tante, der Schwester meiner Mutter. Doch wenn ich als Kind zu meiner Großmutter fuhr, kam sie häufig mit. Nebeneinander saßen wir im Wohnzimmer, während meine Großmutter uns mit Baklava vollstopfte. Natürlich nicht mit solchem, das in vielen deutschen Dönerläden verkauft wird und mit Zuckerrwasser getränkt ist. Nein, meine Großmutter trüffelte nur flüssigen Honig über ihren Blätterteig. Gerade genug, damit die Kruste glänzte. Aber nie so viel, dass die Süße den Geschmack der Pistazien überdeckte. Sie habe oft an dieses Baklava denken müssen, gestand mir meine Cousine ein-

mal, damals, als sie sechzehn war und ich fünfzehn und wir monatelang kaum ein Wort miteinander wechselten.

In meinem Oberbauch sticht es wieder. Auf einmal spüre ich den Ellenbogen fest in meiner Seite. Mein Vater schiebt die Ärmel seines Sakkos nach oben und erhebt sich von der Bank. Erst da merke ich, dass der Priester aufgehört hat zu singen. Die Männer, die eben noch den Weihrauch getragen haben, sind wieder an den Sarg getreten, auch mein Vater packt mit an. Ich eile hinterher. Wenn sie schon gehen muss, dann wenigstens nicht alleine.

Das Grab liegt am Ende des Friedhofs, gleich neben dem Ausgang, wo die Abgaswerte hoch und die Jahresbeiträge niedrig sind. »Da, wo die Leute schnell wieder abhauen können.« Tante Yeva blickt immer noch grimmig. Normalerweise hätte mein Vater so einen Spruch gemacht. Allerdings mit einem Lächeln, breit genug, um dem Moment für eine Sekunde die Schwere zu nehmen. An diesem Tag wäre ich ausnahmsweise einmal dankbar dafür. Doch mein Vater blickt nur schweigend zu Boden. Auf die Zentimeter Erde, die uns von dem Loch trennen, in das der Sarg langsam hineingleitet. Der Weihrauch qualmt nun in dichten Schwaden aus einer Schale, die neben dem Grab aufgebaut ist. Der Priester hat wieder zu singen begonnen. Er schwenkt das goldene Kreuz, das an einer langen Kette um seinen Hals hängt, erst nach links, dann nach rechts, nach oben und nach unten. Wir anderen sehen der Erde beim Fallen zu, bis sich Tante Yeva auf einmal aus unserem Halbkreis löst. Mit schnellen Schritten tritt sie an den Rand der Grube. Sie greift mit beiden Händen in ihre Tasche, dann wirft sie meiner Großmutter einen Schwall Walnüsse hinterher. Proviant für einen Weg, auf dem niemand sie begleiten kann.

Der Priester senkt das Kreuz und nimmt die Kappe von der glänzenden Kopfhaut. Auf einmal weicht alle Förmlichkeit aus seinem Gesicht, der steife Ernst der letzten Stunde ist verflogen. Zurück bleibt ein Blick, der sich anfühlt, als wollte er unsere ganze Familie auf einmal in den Arm nehmen. »Schade, dass wir hier nicht zusammen essen können.« Beinahe entschuldigend wandern seine Augen von einem zum anderen. Am Grab essen und tanzen. Das hatte mit einem Ausrufezeichen auf der Liste meiner Großmutter gestanden. »Früher haben wir den Leichenschmaus auf dem Friedhof gemacht. Aber es kamen zu viele Beschwerden, wegen der Lautstärke.« Der Priester deutet auf seine Armbanduhr. »Außerdem müssen wir langsam die Heimreise antreten.« Die anderen Männer nicken. »Aber Sie kommen uns ja sicher bald in der Gemeinde besuchen.« In diesem Moment hebt mein Vater zum ersten Mal an diesem Tag den Kopf. »Wirklich nett, was Sie für meine Mutter getan haben.« Er sieht den Priester an. »Aber ich habe mit dem Beten schon vor langer Zeit aufgehört.«

K A R L O T T A

Es gab diese Momente, da war sie auf einmal wieder ganz klein. Ein Kind, das keine Ahnung hat, wie es ist, anderen überlegen zu sein. Jetzt war so ein Moment. Karlotta war fünfzehn. Aber nicht an diesem Morgen. Beim Aufwachen war sie zwölf, beim Zähneputzen acht Jahre alt. Und plötzlich, beim Frühstück, so klein, dass sie fühlen konnte, wie sich Nisas Zahnräihen in ihren Arm bohrten. Wie sie zurückbeißen wollte. Es nicht tat. Wie sie brüllte, wie ihr Tränen über die Wangen liefen, wie sie über den Fußboden robbte. Bis sie am Bein ihrer Mutter hängen blieb und heulte, weil ihre Cousine ihr wehgetan hatte. An diesem Samstagmorgen saß sie im Esszimmer am Kiefernholztisch und spürte, wie die Verzweiflung in ihr aufstieg. Über einen Schmerz, der für andere nicht sichtbar war, aber für sie dennoch kaum auszuhalten.

»Und, was ist heute bei Nisas Geburtstag geplant?« Die Stimme ihrer Mutter schob sich langsam zwischen die Bilder in Karlottas Kopf. »Keine Ahnung«, antwortete sie und begann, ihr Brötchen zu zersägen. Dabei wusste sie es genau. Für Pommes und Bällebad mit Ronald McDonald war Nisa schon seit Jahren zu alt, für die Cocktailbars in der Stadt zu jung. Also würden sie auf dem Spielplatz rumhängen. Mit Wodka-Uranov von Lüddl, wie Nisa sagte. Und Lemon. Auch von Lidl. Luca würde da sein. Murat, Emre. Olga bestimmt und Hülya. Karlotta biss zu. Körner knirschten,

Nutella schmatzte. Wird schon. Aber es wurde nicht. Das spürte sie sofort, als sie ein paar Stunden später auf dem Spielplatz ankam. Sie lief über die Betonplatten, vorbei an der Hecke, in der die Junkies häufig ihre Spritzen liegen ließen, und dem ausgefransten Basketballkorb, auf den gerade ein paar Grundschüler mit einem Fußball zielten. Sie trug ihre weiße Nylonhose, durch die der lila Tanga schimmerte. Ihre Haare mit den schwarzgefärbenen Strähnen hatte sie geglättet, die Wimpern zwei Mal getuscht und mit der Zange zu einer steifen Welle gequetscht. Da saßen sie auf der Drehscheibe, mit angewinkelten Beinen und Kippe im Mund, die Jungs Luckys, die Mädchen Davidoff light. »Karl Otto ist da!«, rief Olga, die anderen grinsten. Nisa hielt ihr zur Begrüßung die klebrige Plastikflasche mit dem Wodka-Lemon-Mix hin. Karlotta nahm einen Schluck, zwei. Dann drückte sie den Flaschenhals noch ein paar Sekunden länger an die Lippen, ohne zu schlucken. Sie presste die Zähne zusammen und hoffte, dass es aussah, als wäre sie mutig genug zum Exen. Nach einigen Sekunden setzte sie die Flasche wieder ab und kramte Nisas Geschenk aus der Tasche. Zwei Kinokarten, Cinemaxx in der Innenstadt, mit Popcorn und Cola. Jetzt bereute sie, dass ihre Mutter das Geschenk verpackt hatte. Das Papier war viel zu bunt für den grauen Spielplatz, die Clowns, die daraufgedruckt waren, viel zu fröhlich und das rote Kräuselband hatte viel zu viel Mühe gemacht. »Danke«, sagte Nisa. »Mach ich später auf.«

Luca drehte einen Joint. Im Schoß seiner Jogginghose zerbröselte er die Mische, viel Tabak, kleine Krümel Gras. Mit der Hand riss er eine Ecke von der Zigarettenschachtel und rollte einen Tip. Vielleicht hatte sie heute Glück, dachte Karlotta, vielleicht kam der Joint nie bei ihr an. Ihr war

schon vom Wodka schwindelig. Plötzlich sprang Murat auf und stieß mit Wucht die Drehscheibe an. »Fliegen alda!« Karlotta und die anderen kippten zur Seite, Tabak und Gras landeten auf Lucas Hose. »Spinnst du, man?« Er boxte mit der rechten Hand in die Luft. »Piss dich nicht an«, rief Murat zurück und gab der Drehscheibe gleich noch einmal einen Schubs. Er erinnerte Karlotta an einen Stierkämpfer, der das Tier nur provozierte, um sein Publikum zu unterhalten. Einen kurzen Moment war sie abgelenkt und hätte beinahe das Gleichgewicht verloren. Mit den Fingern griff sie nach der Drehscheibe, dabei kratzten ihre Nägel über Olgas Hand. »Ey, pass ma auf.« Olga verdrehte die Augen und rückte näher zu Hülya. Karlotta schaute auf ihr Handy. Vier Uhr nachmittags. Spätestens bis acht Uhr würde sie bleiben müssen, das wusste sie. Damit ihre Mutter keine Fragen stellte oder, noch schlimmer, bei ihrer Tante Martha anrief.

Der Joint war fertig. Luca schob sich das Ende in den Mund, Murat drängte sich vor ihn. »Gib mir einen Shot, man.« Luca zündete und zog. Mit einem kräftigen Stoß blies er den Rauch in Murats Gesicht. Der riss den Mund auf und sog die Luft ein, lang und tief. Dann presste er die Lippen zusammen und schnitt, den Rauch noch in der Lunge, eine Grimasse. Nun wirkte er nicht mehr wie ein Stierkämpfer, sondern wie einer der Clowns auf dem Geschenkpapier. Bloß, dass er eine Adidashose trug und eine Goldkette mit angelaufenem Halbmond.

»Jetzt ich.« Nisa sprang von der Drehscheibe und schob Murat zur Seite. Luca stieß wieder einen Schwall Rauch aus, diesmal in Nisas Mund. Ganz nah kam er ihren Lippen dabei, viel näher als denen von Murat. Nisa holte Luft und zog schnell den Kopf zurück. Die anderen grinsten. Jetzt war Emre dran. Dann Hülya, dann Olga. »Was ist,